

Morgen, übermorgen und die anderen Tage

Ausschnitt aus der gleichnamigen Erzählung von Bernd Schürmer, Germanistikstudent

Am folgenden Abend wird hinterm Haus Volleyball gespielt, aber Kerstin ist nicht dabei. Flüstert mir die Lunge zur „Sie ist mit dem Zeichenblock weggegangen. Will was molen.“ Da mache ich mich auf die Suche und finde sie, als ich eine halbe Stunde umhergespöcht habe. Sie kauert im Gras vor dem kleinen, beschilten See; sie kann mich nicht sehen, weil ich hinter ihr stehe, und sie kann mich nicht hören, weil sie vor sich hinspöcht.

Sie malt den kleinen See, von Schilf umrahmt, und das Dorf dahinter und die Wolken darüber, rötlich, gelblich. Nun, da sie etwas grüne Farbe in den See kleckst, der doch erst so schön blau war, kann ich nicht länger an mich halten und sage betroffen: „Aber der See ist doch gar nicht grün.“

Auf Umwegen gehen wir ins Dorf zurück, über Plätzen springen wir und halten uns an den Händen dabei. Je näher wir aber dem Dorf kommen, um so langsamer gehen wir, denn wir haben uns viel zu erzählen. Wir erzählen und träumen uns, wie das Dorf in einigen Jahren aussehen wird: Anders, denn so, wie das Dorf jetzt aussieht, kann es nicht ewig bleiben; es sind da zu viele Plätzen und es ist da zuviel Schlamm. Kerstin setzt in das Dorf ein Kulturhaus ein und ein Kino, mit neuen Neubauten und gepflegten Gärten mit Blumen, vielen Blumen.

„Du malst schön“, sage ich zu ihr, „mal weiter.“

Inzwischen sind wir angelangt vor ihrer Unterkunft.

Aber der Alte sagt: „Schlimm. Alle gehen sie weg. Kein Wunder. Der Kultursaal sollte gebaut werden, aber er wird nicht gebaut. Wer soll ihn denn bauen? Erst ist mal die Ernte dran, dann ist Winter, und dann kommt wieder die Aussaat dran, und den Kultursaal kann keiner bauen, weil keiner Zeit hat. Und wenn die Jungs alle weggehen, ist es kein Wunder, weil nichts los ist, kein Tanz und kein Kino und gar nichts.“

Früher, erzählt der Alte, habe es tatsächlich Kino gegeben, auch Lichtbildvorträge und auch Tanz. Aber was ein Kultursaal sei, der werde auch mal bauällig, und so sei die Baupolizei gekommen und habe ein Schild darauf gemacht: Wegen Baufälligkeits geschlossen. Weil nämlich die Mauer bald zusammengebrochen sei, und das habe nun wieder auch keinen Zweck. Es sei eben schlimm.

Ich betrete die Unterkunft. Mit keinem spreche ich diesen Abend und den nächsten Morgen. Als ich Kerstin beim Frühstück gegenüber sitze, gönne mir uns keinen Blick.

Ich rühre mit dem Löffel im Kaffee. Schade, aber recht habe ich.

Wieder arbeite ich mit Schemdorf im Speicher, und ich danke auch wieder beim Zubinden der Sacke über den Alten und sein Leben nach, und da fühle ich in meinem sicheren Schiff ein Leck.

Aber wieso muß alles auf unsere Kisten gehen?

Warum Opfer?



Unser Praktikum

Stadtbildungsarbeit von Marita Richter, Studentin der Kunstszene.

Mit den Händen deckt sie rasch ihr halbfeiges Aquarell zu, dann schaut sie mich an. „Gucken ist gemein.“

„Ich finde das Bild schön.“

„Ach, es ist nichts geworden.“

„Schön, daß du malst. Mal weiter.“

Ich setze mich neben sie und verfolge ihre Pinselstriche und Kleckereien.

Sie sagt: „Warum läufst du mir hinterher?“

„Reiner Zufall“, erwidere ich.

Dann sind wir wieder still, und ich schaue sie sehr an. Plötzlich ist der See kein See mehr und die Wiese ist keine Wiese mehr, und die Wolken sind keine Wolken mehr, und das Dorf ist die Stadt, und wir sind eben aus der Straßenbahn gestiegen, und ich gebe in der Garderobe ihren Mantel ab und meinein und begleite sie ins Parkett, und die Instrumente werden gestimmt, und der Dirigent tritt vor das Orchester, sich vernünftig, und wir sitzen stumm und lauschen wie alle. Und der Abend ist nicht mehr der Abend, Morgensonne schimmert durch die Zweige der Linden vor dem grauen mächtigen Gebäude, und ich gehe auf und ab, und als die schwere Tür aufgeht, ist sie es, die sie geöffnet hat, und wir lachen uns an, ich nehme ihre Tasche, wir spazieren durch den Park, und wir haben uns sehr viel zu erzählen.

Und der Pinsel, mit dem sie auf dem Aquarell herumkleckert, ist nicht mehr der Pinsel, sondern ist der Füllfederhalter, den ich ihr zum Geburtstag geschenkt habe, und das Aquarell ist nicht mehr das Aquarell, sondern die Mitschrift, und wir haben nicht eine Sekunde Zeit, uns freundlich anzusehen, denn was der Professor da vorn erläutert, ist sehr schwierig, und unsere Stimmen sind zerfurcht, als hätten sich dahinter die Gedanken zerfurcht.

„Was ist?“ fragt mich aus den Träumen reibend, Kerstin.

„Nichts . . . nichts . . . ich habe nur an etwas gedacht . . .“

„Warum siehst du mich so an?“

„Du konntest mich nicht leiden“, sage ich.

„Das ist nicht wahr . . . woher willst du das wissen?“

„Ich dachte . . .“

Die kleine Rote, die über ihr Gesicht flog, ist mir nicht entgangen.

Sie tunkt den Pinsel in grüne Farbe und schreibt in großen Druckbuchstaben quer durch den rötlichen Himmel ihres Bildes: ICH KANN DICH LEIDEN. Und schenkt mir das Bild.

Universitätszeitung, Nr. 17/18, 1. 5. 1963, S. 12

Ich drücke ihr die Hand. Unbefangen sieht sie mich an. Ich weiß nichts zu sagen.

Ich möchte nie mehr aufwachen aus alledem.

Da sich das Wetter gebessert hat, arbeiten am nächsten Tag die meisten auf den Feldern. Kolt und ich aber gehen, da dort zwei Jungen gebraucht werden, zum Speicher. Ein älterer Mann, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, füllt an der automatischen Waage Sacke voll Raps. Ich binde die Sacke zu, und Rolf muß sie wegkorren bis vor den Speicher, wo ein Anhänger steht. Es wird nicht gesprochen bei der Arbeit.

Nur lächelt mich der Alte bei jedem Sack, den er vor mich stellt, etwas ungeschickt an, dann nimmt er den nächsten Sack, spannt ihn ein und läßt ihn voll Raps rieseln.

Rolf kommt dann mit der Karre, läßt auf, verschwindet hinter der Säule, stapelt die Zentnersäcke auf den Wagen.

Sack voll, Bindfaden drum, Karre, kein Wort. Sack um Sack, Wagen um Wagen.

Ob der Alte stumm ist? Der Alte ist eine Maschine. Er tut alles mechanisch, er denkt nicht dabei, er lächelt mich an, er lächelt mechanisch — Maschine, Mütze tief im Gesicht. Sich mit Frühstück, Mittagessen, Abendessen selbst olende Maschine. Nach 60 Jahren: Schrott.

Das Leben?

Sack um Sack binde ich zu, die Hände schmerzen.

Maschine gewordener Mensch? Warum denke ich so?

Um neun sagt der Alte: „Frühstück.“ Lächelt unbeholfen dabei. Wir sitzen auf Säcken, kauend. Ob jemand spricht?

„Schmeckt's?“ fragt der Alte.

„Danke, gut.“

Kurze Pause, dann der Alte: „Was seid ihr für welche?“

„Studenten. Wollten Lehrer werden.“

Der Alte nickt, dann: „Gefällt euch nicht hier im Dorf, wie? Nichts los, seid auch nur gewungen hier.“

„Freiwillig“, sagt Rolf.

„Freiwillig“, sage ich.

„Aber es gefällt euch nicht, wie? Seid was anderes gewohnt.“

Wir wollen etwas erwidern, wissen nicht genau, was.

„Ja, ja“, meint der Alte, „keiner will mehr auf dem Lande arbeiten. Alles geht in die Stadt, die jungen Leute. Die paar Jungs, die noch hier sind, wollen auch weg.“

„Wieso?“

„Weil man hier nicht viel verdient.“

„Aber die Jungen haben doch fast alle Motorräder.“

„Das schon. Aber es ist nichts los. Kein Tanz, kein Kino. Ich kann sie verstehen. Wenn ich noch mal jung wäre, ich würde es genauso machen wie ihr: was Richtiges lernen.“

Wir wollen etwas erwidern, überlegen, was.

Nach der Frühstückspause schau ich auf auf dem Boden mit der Holzschippe Raps von dem großen Haufen in die Öffnung.

Auf der Öffnung wird nie ein Haufen, weil der Alte unten immer gleich den Sack vollriesele läßt. Ich schwitze, und wenn tatsächlich mal ein Haufen auf der Öffnung ist, dann setze ich mich mitten in den Raps und warte, bis der Haufen immer kleiner wird, und wenn die Öffnung wieder zu sehen ist, muß ich weiterschauen. Kurz vor zwölf ist der Haufen aber so groß, daß ich Zeit habe, ans Fenster zu gehen und mir die Störche mal aus der Nähe anzusehen, die auf dem Nachherdach ihr Nest haben. Ich komme aber gar nicht dazu, die Störche anzusehen, weil die Mädchen gerade vom Feld zurückkommen, denn es ist Mittag. Ich pfeife, und da schauen sie alle hoch, weil sie denken, die Störche haben gepfliffen, und Kerstin winnt.

Beim Mittagessen sitzen wir wieder gegenüber, und ich lerne Kerstins Gesicht auswendig.

Dann zerit mich Rolf Schemdorf weg. „Das ist er.“

„Wert?“

„Der Kultursaal.“

„Na und?“

„Ich hab 'ne Idee.“

Als mir Rolf die Idee erzählt, greife ich mir an den Kopf.

„Wer denn?“

„Wir.“

Da greife ich mir wieder an den Kopf.

„Und wann?“

„Jeden Tag nach Feierabend.“

Ich kann die Hand gleich am Kopf lassen.

„Es ist nur eine Mauer. Alles andere geht. Innen müßen wir ausmalen. Auf der anderen Seite ist die Küche. Wir kriegen das hin. Machst du mit? . . . Ich nehme an, daß du aus Bulgarien bist. In Bulgarien bedeutet Kopfschütteln ja. Also abgemacht.“

Schemdorf stolziert um die Ecke, und ich schneide ihm eine Grimasse. Der hat wohl einen Stich.

Heute gibt es Post. Ich habe einen Brief. Von Karlo.

Ich reiße den Umschlag auf, lese gierig. lasse den Brief sinken, lese weiter auf dem Weißen, wo schon gar nichts mehr geschrieben steht. Es ist viel Weißes, Unbeschriebenes.

Auch Kerstin hat einen Brief bekommen. Ich beobachte sie beim Lesen. Sie lächelt andauernd, dann wieder schaut sie ernst auf das Blatt, dann beinahe wehmütig. Als sie den Brief in den Umschlag zurückgesteckt hat, frage ich:

„Na, Post von Mutti?“

Sie steckt mir die Zunge heraus.

Nach dem Abendessen muß sie unbedingt einen Brief schreiben. Ich warte auf sie am Briefkasten. Ich halte den Deckel des Briefkastens hoch, sie wirft den Brief ein, und als der Deckel klack macht, sage ich:

„Wird sich aber die Mutti freuen!“ worauf sie nur „Bäh!“ macht.

Um acht ist Versammlung.

Es wird über das Neueste gesprochen, was in der Zeitung steht, und über unsere Arbeit auf dem Dorf. Wir seien nicht nur zur Feldarbeit hergekommen, wir sollen hier auch einiges verändern, wird gesagt, und so schlägt Schemdorf vor, den Kultursaal zu renovieren. Er erdreht sich zu sagen, daß er und ich — ich: Heinz Krüger — bereit seien dazu, daß wir uns dazu verpflichten. Vor Verblüffung lasse ich die Fliege, die ich eben gefangen habe, wieder aus der Hand entkommen. Dann melde ich mich zu Wort, erkläre, daß das nur Schemdorfs Vorschlag sei, und daß ich meinerseits nicht bereit sei, nach Feierabend zu arbeiten.

Kommt überhaupt nicht in Frage. Denn ich bin nicht nur hergekommen, um mich abzukurken, ich will mich auch etwas erholen. Jawohl!

Es ist sehr still, als ich geendet habe. Alle scheinen beeindruckt zu sein. Kerstin, die ich anschau, senkt den Blick.

„Wer arbeitet mit?“ wird gefragt.

Schemdorf hebt die Hand, Regina und andere folgen, Flüstern, Wald von Händen. Auch Kerstin hat den Arm gehoben. Alle haben den Arm gehoben — außer einem: mir. Die haben alle einen Stich!

Schemdorf erhält nun den Auftrag, sich um alles zu kümmern, mit dem LPG-Vorsitzenden zu sprechen wegen Material, von der Baupolizei die Genehmigung einzuholen. Schemdorf, meint man, werde das schon alles hinkriegen, habe er doch, bevor er zu studieren begann, zwei Jahre als Maurer gearbeitet.

Soll er! Als wenn mich das interessiert!

Endlich ist die Versammlung beendet. Vor der Tür stoße ich auf Kerstin.

„Wartest du auf mich?“

„Nein.“

„Was hast du?“

„Nichts weiter . . . und dort müße das Kulturhaus stehen . . . Gestern hast du große Töne gespuckt. Aber es sind halt nur Yane. Schlaf gut.“

Schan ist sie weg.

Est will ich ihr hinterhergehen, will ihr alles erklären, will ihr sagen: Sieh mal, ich habe ein ganzes Jahr sowenig Zeit für mich gehabt, jetzt sind Ferien, und da möchte ich mir die Feierabende gestalten, wie ich will, da will ich spazierengehen und nicht Ziegel fahren. Gibt es denn keine Minute Freizeit mehr?

Aber ich laufe ihr nicht nach. Sie versteht mich sicherlich nicht. Vielleicht würde sie fragen: Und die anderen?

Künstlerische Arbeiten von unseren Studenten

An dem Abend als die Arbeit am Kultursaal begonnen wird, liege ich im Gras und höre Hämmern und Lachen zu mir herüberbetören. Da stehe ich auf und beobachte, versteckt hinter einem Strauch: Schemdorf und Kerstin arbeiten nebeneinander, scherzen, lachen, necken sich. Zähneknirschend stehe ich da, aber es hält mich nicht lange hinter dem Busch, ich gehe einfach hinüber, nehme Schemdorf die Schaufel aus der Hand und stehe nun selbst neben Kerstin, aber ich schaue sie nicht an, sondern arbeite stumm und verbissen. Die anderen haben mich mit Ah- und Oh-Rufen empfangen, und Schemdorf kann vor Lachen keinen Handgriff mehr tun. Soll er doch lachen, es stört mich nicht.

„Porträtstudie“ Aufnahme von Werner Schurig.

ag-foto



Helga Neubert

Erster Mai

Maltes, ich reiche dir Birkengrün. Rot ist die Nelke erwacht. Asphalt der Straßen singt Melodien die unser Schreiten erodet.

Purpurne Pracht unserer Fahnen sucht Spiegung im Glanz meines Blicks. Abends im Festpark beim Gondelflug Träumen wir beide vom Glück.

Frühling und Liebe und Fahnenpracht Dank ich dir jedes Jahr neu. Gräß auch die Taube, die sie bewacht Liebe und Fahnen und Mai.

Adel Suleiman

Carola und Buseina

Dein Leben ist Lachen, Carola. Du hast schöne Kleider, Puppen, Teddy's und kleine Tiere.

Wenn du eine Puppe zerrißt, schenkt dir die Mutter eine neue.

Ich habe auch eine Schwester. Sie ist so klein und süß wie du.

Sie heißt Buseina. Auch sie kann manchmal so herrlich lachen.

Sie hat aber noch keine Puppe.

Ein deutsches Kind

Als Carola mich sah, weinte sie.

Sie drückte sich an das Knie ihres Vaters, ihr Vater hat helles Haar. Ich habe einen schwarzen Bart.

Als ich wieder zu ihr kam, gab ich ihr Schokolade. Sie war mißtrauisch. Wenn sie mich jetzt sieht, lacht sie mich an, und streckt noch mir die Hände aus.

Viele Erwachsene sind wie Carola.

Der syrische Student Adel Suleiman Karasholtz hat seine Verse auf dem ersten Lyrikabend der FDJ-Bezirksleitung veröffentlicht. Wir bereits das Gedicht „Die ich Lieber“.